

Klassiker im Ruhestand

Stefan Stirnemann

Wolfgang Schuller: Cicero. 100 Seiten.
Reclam. 100 S., Fr. 16.90

Ein Klassiker ist ein Mensch, mit dessen Namen man die Kästchen eines Kreuzworträtsels füllen kann. Das deutsche Wort Klassiker geht, wie uns Augen und Ohren verbürgen, auf den lateinischen *classicus* zurück; so hiess der Angehörige der obersten Steuerklasse, der insofern erstklassig und vorbildlich war. Den vollen Namen des «klassischen römischen Redners» bilden ansehnliche neunzehn Buchstaben: Marcus Tullius Cicero. Der Name in der Mitte nennt die Familie, aber die Tullier zählten nicht zu den berühmten, staatstragenden Geschlechtern.

Ciceros Zeitgenosse und Widersacher Gaius Julius Cäsar dagegen stammte aus dem Geschlecht der Julier und konnte seine Abstammung auf den Stammvater Roms zurückführen, den trojanischen Helden Aeneas, und gar auf dessen Mutter Venus, die Göttin der

Liebe. Cäsar war von altem Adel, Cicero kam zwar aus gutem Haus und war mit Besitz und Bildung und Beziehungen ausgestattet, den Platz in den obersten Rängen der Gesellschaft aber musste sich der Newcomer, der *homo novus* (neuer Mensch), erkämpfen. Im Jahr 63 v. Chr. hatte er als Konsul das höchste Amt inne, das die römische Republik vergab.

Name der Beredsamkeit

Begonnen hatte er seine Laufbahn, indem er aufstand, als andere sitzen blieben. Der junge Sextus Roscius war angeklagt, seinen Vater ermordet zu haben. In Wahrheit steckten wohl Verwandte hinter dem Mord, die auf den reichen Familienbesitz aus waren; mit der Anklage sollte nun auch der Sohn aus dem Weg geräumt werden. Sie standen im Bunde mit einem Vertrauten Sullas, des damals mächtigsten Mannes im Staate, der als *dictator* mit Sondervollmacht herrschte, und wer für Roscius redete, machte sich der nicht die Staatsmacht zum Feind?

Der Grünschnabel Cicero wagte es, die Verteidigung zu übernehmen, und eröffnete seine Rede so: «Ich vermute, ihr Richter, dass ihr euch wundert, wie es kommt, dass, wo so viele

hervorragende Redner und Männer höchsten Adels sitzen, ausgerechnet ich aufgestanden bin, der ich mich nicht im Alter, nicht in der Begabung, nicht im Ansehen mit denen vergleichen kann, die sitzen.» Cicero führte die Verteidigung, indem er zielsicher an Sulla vorbei auf die Verschwörer schoss. Er gewann den Prozess und damit einen klingenden Namen.

Ein Jahrhundert nach Ciceros Tod schrieb ein anderer Klassiker, Quintilian, «Cicero» gelte nicht mehr als Eigenname, sondern als Name der Beredsamkeit. Cicero redete vor Ge-

Ein Kernsatz schmückt den Westaufgang unseres Bundeshauses: «Salus publica suprema lex esto».

richt und im Staat, aber auch mit seinem Wort wollte er handeln. Als Politiker verteidigte er die Freiheit des Staates und seiner Bürger gegen Ansprüche auf Alleinherrschaft, wie sie ein Caesar erhob. Als Philosoph dachte er über die Grundlagen der Lebensführung und der Gesellschaft nach, als Könnler und Kenner schrieb er über die Redekunst, und er versuchte sich auch als Dichter. In 800 Briefen



Plädoyer für das öffentliche Wohl: Cicero im Senat.

hat er ein Bild seines Wesens hinterlassen und macht es uns Nachfahren leicht, am sicheren Schreibtisch seine Irrtümer und Schwächen zusammenzuzählen.

Er lebt im «Reiseführer» weiter

Wer in der Schule Cicero lesen muss, lateinisch oder deutsch, fällt über seinen langen, kunstvollen Sätzen vielleicht in Atemnot, empfindet Überdross und nimmt den Eindruck mit, dass ein Klassiker edel und langweilig ist und nach einem erfolgreichen Leben in die Ruhmeshalle des Jenseits einzieht, wo er seinen wohlverdienten Ruhestand genießt. Diesem Ruhestand widmet man heute die lateinische Formel *otium cum dignitate* (Musse mit Würde). Cicero hat sie zur Geltung gebracht, vielleicht sogar geprägt, aber nicht, um die Rentner zu rühmen. Recht verstanden wird sie nur in ihrer Zeit, einer Zeit der Uneinigkeit und der Unruhen, des politischen Mordes und des Bürgerkriegs.

Mit *otium* meint Cicero das einträchtige Zusammenleben in der Gesellschaft, den sozialen oder Landesfrieden, aber nicht den Scheinfrieden, den auch ein Diktator sichern könnte, sondern den echten, der nur entsteht, wenn Ansehen und Vertrauenswürdigkeit der verschiedenen gesellschaftlichen Ränge und Einrichtungen gewahrt sind. Ein Kernsatz Ciceros lautet: «Was von den Musikern beim Singen Harmonie genannt wird, das ist im Staat die Einigkeit [concordia].» Ein weiterer Kernsatz schmückt den Westaufgang unseres Bundeshauses. Er steht über dem politischen Getriebe, und unsere Räte wären gut beraten, ab und zu den Blick von der gefüllten Agenda und dem Parteibuch zu lösen und nach oben zu schauen: «*Salus publica suprema lex esto* – Das öffentliche Wohl sei oberstes Gesetz!» Gemeint ist das Wohl des ganzen Volkes, nicht das der Gruppen und Lobbyisten, auch nicht das der Politiker.

Für dieses Wohl hat Cicero seine Lebensarbeit eingesetzt. Was hat er geerntet? Seine Mitbürger zeichneten ihn mit dem Titel «Vater des Vaterlandes» aus und schickten ihn in die

Sie zeichneten ihn mit dem Titel «Vater des Vaterlandes» aus und schickten ihn in die Verbannung.

Verbannung. Wie starb er? Er wurde in den Wirren des Bürgerkriegs ermordet, ein Jahr nach Cäsar. Ciceros Name lebt im italienischen Reiseführer weiter, im «cicerone». Cäsars Name hat sein Nachleben als «Kaiser» und «Zar». Der diktierende Politiker ist Ciceros Gegenteil. Was Zar und Kaiser anrichten, indem sie die Gesellschaft spalten und ihren Frieden zerstören, das lesen wir in den Tageszeitungen.

Cicero, heraus aus deinem Ruhestand und sprich zu uns ein erstklassiges Wort über Einigkeit, das uns weckt!



Psychoanalytisch-marxistische Theoriegebäude: Autorin Rukaj.

Über die Vernichtung der Frauen

Regula Stämpfli

Sara Rukaj: Die Antiquiertheit der Frau. Vom Verschwinden des feministischen Subjekts. Edition Tiamat. 208 S., Fr. 28.90

Selbsternannte Feministinnen sind in den Medien überproportional vertreten. Wer diese «linken Feministinnen» eigentlich sind, bleibt vage. Damit räumt Sara Rukaj auf. Die dreissigjährige Autorin führt einen «Kanon der Bösen» ein und beginnt bei Judith Butler. Völlig zu Recht, denn afghanische Frauen, die 2001 nach dem Einmarsch der USA das Ablegen ihrer Burka feierten, wurden vom Star der Queer-Szene kurzerhand «als von ihrer Stammeskultur entfremdete» und «zwangsverwestlichte Kriegsbeute» bezeichnet.

Verschleierungsmanöver

«Modest Fashion» nennen auch SRF und der WDR im Jahr 2022 Burka, Tschador und Hidshab. Dieses Butler-Geschwurbel klingt anlässlich der aktuellen Iran-Proteste in der *Süddeutschen Zeitung* dann so: «Einer Frau ein Kopftuch aufzuzwingen, ist genauso verwerflich, wie es ihr ausziehen zu wollen» (Dunja Ramadan). Derart kulturellrelativistischer Bullshit ist omnipräsent: «Die sexuellen Übergriffe durch mehrheitlich moslemische Migranten in der Kölner Silvesternacht 2015 bewertete die Szene plump als «rassistischen Diskurs» – so Rukaj. Die Realität spielte keine Rolle, denn selbst «die hundert Anzeigen und Zeugenaussagen von belästigten Frauen» wurden als islamophobes Narrativ abgetan.

Neben Islamismus-Propagandistinnen und Gender-Ideologinnen gibt es bei Rukaj noch die «Ich jammere, also bin ich»-Fraktion der Queer-Damen wie Sophie Passmann, die unter-

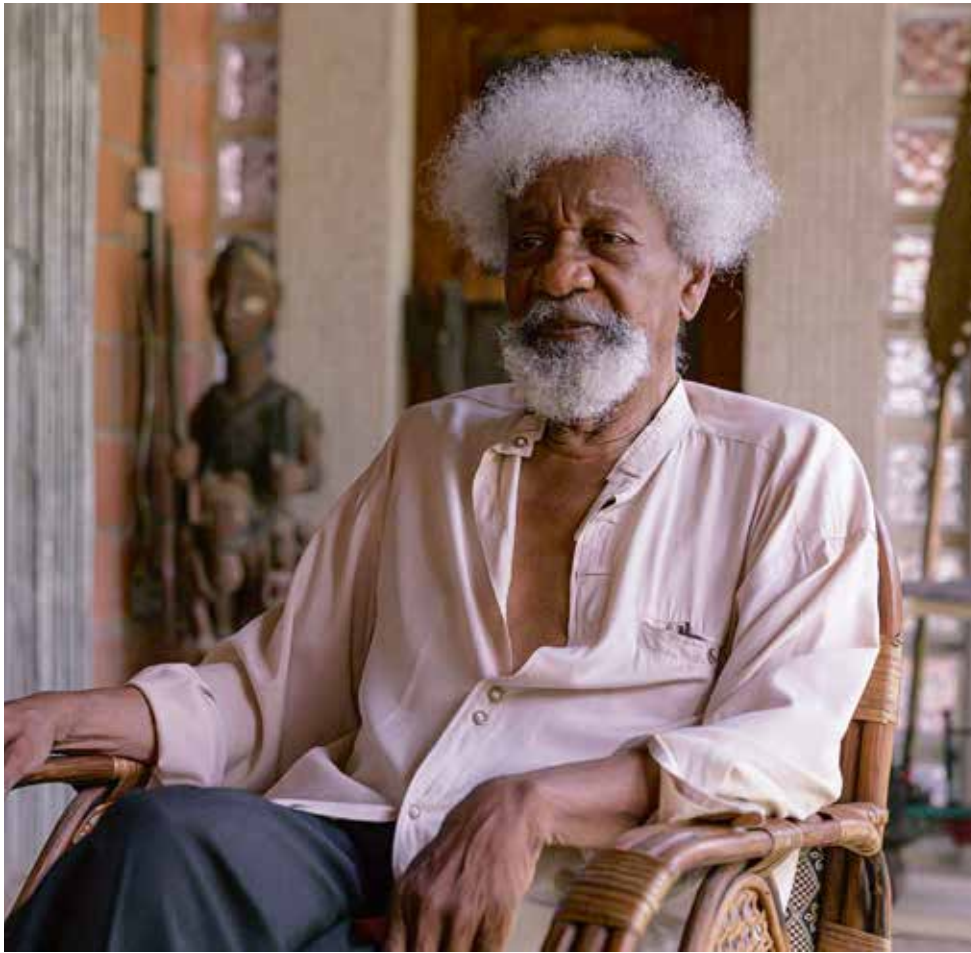
dessen von der Community selber einen Shitstorm einkassierte, oder *Spiegel*-Kolumnistin Margarete Stokowski. «Wer als Migrant nicht mitjammert, sondern Aufklärung und Freiheit fordert, wird zur besonderen Zielscheibe: Er wird «Haustürke» oder «Fifi-Migrant» geschimpft von Apothekertöchtern wie Hengameh Yaghoobifarah, die sich weiter schrecklich unterprivilegiert fühlt.» Für Yaghoobifarah gehören Polizisten übrigens auf die Mülldeponie: «Nicht als Müllmenschen mit Schlüsseln zu Häusern, sondern auf die Halde, wo sie wirklich nur von Abfall umgeben sind.»

Auch Kübra Gümüşay kriegt bei Rukaj ihr Fett weg. Sie sieht deren Bücher als eine Mischung von «rührseligem Moralismus, Schmerzgesang, Milli-Görüs-Propaganda, NS-Relativierung – aber sicher keine wissenschaftliche Leistung». Rukaj entlarvt, wie diese Werke des «Echos der Larmoyanz» «Deutschland zur fleischgewordenen Hölle für Migranten jedweder Couleur» erklären.

«La femme n'existe pas», lautet der berühmte Spruch von Jacques Lacan, der die Unterdrückung der Frau in der Sprache und in der Geschichte begründet sah – einer Geschichte voller phallischer Obsessionen. Leider schliesst sich Rukaj dieser Deutung im Prostitutionskapitel an und beweist damit einen Theoriefeminismus, den sie in den Kapiteln vorher den *queers* vorgeworfen hat: «Wer es schafft, sich aus sich selbst zurückzuziehen und nur noch das zu spiegeln, was der Mann an naturbelassenem Herrschaftsmaterial sehen und erleben möchte, hat nebst dem Privileg des selbstbestimmten Arbeitens gute Verdienstmöglichkeiten.»

Den Untertitel, der uns verspricht, etwas über das Verschwinden des feministischen Subjekts zu erfahren, vergisst Rukaj über solch psychoanalytisch-marxistischen Theoriegebäuden. Leider. Denn das Buch liest sich streckenweise sehr amüsant, ist klug polemisch und zeigt, wie identitäre Bewegungen links und rechts letztlich Verschleierungsmanöver für Menschen ohne echtes Leben darstellen: «Je mehr einer zur Persönlichkeit im schlechtesten Sinne geworden ist, desto mehr beherrscht ihn die Angst, Erfahrungen jenseits der ihm auferlegten Schablonen zu machen.»

Was zu tun ist, darüber schweigt Rukaj, obwohl es offensichtlich ist: Wer die Demokratie gegen die Sprechakttheorien von links schützen will, muss sich mit der Digitalisierung und ihrem antidemokratischen Gestaltungspotenzial auseinandersetzen. Doch davon erzählt Rukaj überhaupt nichts. Und nun werden wir ernst: Über «Gender» lässt sich perfekt polemisieren, wir können sogar darüber lachen – doch ganz ehrlich? Sprechakttheorien, dies wissen wir spätestens seit Hannah Arendts Totalitarismusstudie, sind in ihrem kollektiven Storytelling-Potenzial nie zu unterschätzen.



Farce und Persiflage auf die soufflé-Gesellschaft: Literaturnobelpreisträger Soyinka.

Sinn für Komik und Skurrilität

Manfred Loimeier

Wole Soyinka: Die glücklichsten Menschen der Welt. Aus dem Englischen von Inge Uffermann. Blessing. 656 S., Fr. 34.90

Der nigerianische Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka ist ein begnadeter Theaterautor und ein überaus unterhaltsamer mündlicher Erzähler. Die literarische Prosa hingegen, von seinen autobiografischen Büchern abgesehen, ist nicht sein Metier. Seine Romane sind langatmig, ihre Dramaturgie ist selten stringent, und weil sich ihre Themen in Dialogen ent-

Soyinkas Wortgewalt ist erschlagend, sein Wortschatz immens.

rollen, ist eine Handlung nur schwer erkennbar. Bei Soyinkas jüngstem Roman, «Die glücklichsten Menschen der Welt», ist das nicht viel anders, aber dennoch ist die Lektüre halbwegs akzeptabel. Das liegt daran, dass Soyinka die Geschichte als Krimi erzählt, zumindest zum

Teil. Zum anderen Teil ist der Roman eine Komödie, eine Farce und Persiflage auf die *soufflé*-Gesellschaft in Lagos, also auf die aufgeblasenen Politiker und Unternehmer seines westafrikanischen Heimatlandes. Zugleich ist das aber auch das Problem dieses Buchs: Es ist weder Krimi noch Komödie.

Handel mit Menschenfleisch

Die Handlung ist rasch resümiert: Ein Arzt kommt dem Handel mit Menschenfleisch auf die Schliche, und die Versuche, ihn von weiteren Recherchen abzuhalten, führen zum Wahnsinn seines ersten sowie zum Paketbombentod seines zweiten Freundes. Der dritte Freund, ein erfolgreicher Prediger und Kirchengründer, wird sich, aber das ist lange absehbar, letztlich als Haupttäter herausstellen. Dass es also ausgerechnet vier Freunde waren, erinnert natürlich an Alexandre Dumas' Roman «Die drei Musketiere» (mit d'Artagnan), aber das ist im Grunde nebensächlich, weil es keine weiteren Berührungspunkte gibt. Gleiches gilt für Anspielungen auf Charles Dickens und Léopold Sédar Senghor.

Mit dem Paketbombentod wiederum spielt Soyinka auf die Ermordung des Journalisten Dele Giwa im Jahr 1986 an, und dieses Attentat ist in der Tat in der nigerianischen Medienbranche bis heute unvergessen – der ebenfalls getötete,

im Auftrag des Militärdiktators Sani Abacha im Jahr 1995 gehängte Schriftsteller Ken Saro-Wiwa stellte es in den Mittelpunkt seines 1991 erschienenen Romans «Pita Dumbrok's Prison». So viel als Erklärung, warum Soyinka seinen Roman der Erinnerung an Dele Giwa widmete.

Drei Bücher in einem

Doch hätte Soyinka aus seinem Roman besser drei Theaterstücke gestaltet. Die Komposition des Romans folgt ohnehin der klassischen Theaterdramaturgie, wobei die Einführung der Figuren allein 150 Seiten beansprucht. Dann folgt ihre psychologische Charakterisierung mit allerlei Wiederholungen; und zahlreiche retardierende Momente verzögern den Handlungsverlauf. Die letzten 200 Seiten haben eine Beerdigung, Exhumierung und Neubeerdigung zum Gegenstand, bis sich dann der Deus ex Machina erbarmt und das erwartete Ende bestätigt.

Und doch: Soyinkas Wortgewalt – hervorragend übersetzt von Inge Uffermann – ist erschlagend, sein Wortschatz immens, die Figurenzeichnung differenziert, und sein Sinn für Komik und Skurrilität kommt in einzelnen Szenen sehr gut zur Wirkung, wenngleich der umfassende Handlungsrahmen eben fehlt. Wie gesagt, drei Theaterstücke wären allemal genug gewesen. Ein Verlagslektor hätte daraus auch drei schmalere, straffere Bücher gestalten können: eine Komödie über Nigerias Geschichte und Gesellschaft, einen Krimi über Aberglauben und Menschenfresser sowie eine Posse über einen Leichnam, dessen Bestattung zu immer neuen Verwicklungen und Komplikationen führt und die Eitelkeiten der Hinterbliebenen entlarvt.

Fairerweise ist auch festzuhalten, dass «Die glücklichsten Menschen der Welt» – damit sind übrigens die Nigerianerinnen und Nigerianer gemeint –, gemessen an Soyinkas fiktionalen Romanen, nicht der schlechteste sind. Wer viel Zeit, Geduld und ein grosses Interesse am Werk Soyinkas hat, könnte da und dort Gefallen finden am jüngsten Roman Soyinkas, der 1986 den Nobelpreis erhalten hatte, neun Tage bevor Dele Giwa ermordet wurde.



Friedenspreis für einen Krieger

Wolfgang Koydl

Serhij Zhadan: Himmel über Charkiw.
Suhrkamp. 239 S., Fr. 31.90

Natürlich musste es ein Ukrainer sein. Wenn schon das Nobel-Komitee und die Hollywood Actors Guild versagten, sprang wenigstens der Deutsche Buchhandel in die Bresche. Ukrainer sind qua Staatsbürgerschaft preiswürdig. In diesem Jahr allemal. Sicher, man hätte auch ein Zeichen setzen und den Friedenspreis einem regimekritischen russischen Autor verleihen können. Einem, dem das Leben derzeit wirklich schwergemacht wird. Aber das hätte ja eine gewisse intellektuelle Leistung und womöglich ein klein bisschen Mut erfordert.

Da ging man lieber auf Nummer sicher und entschied sich für einen Autor, der so breit im Mainstream schwimmt wie ein Tanker im Panamakanal: Serhij Zhadan, Schriftsteller, Lyriker, Aktivist, Rockmusiker, Festivalorganisator. Und vor allem Preisträger. Seit

Zhadan verhehlt nicht seinen Hass auf die Russen – wohlgemerkt, auf das ganze Volk.

Jahren sammelt er Auszeichnungen wie andere Panini-Bildchen: in Deutschland den Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik, in Polen den Literaturpreis Angelus, in der Ukraine den Vasyl-Stus-Preis für «Unerschütterlichkeit als Staatsbürger», und selbst Russland ehrte den Mann aus Charkiw. Ganz zu schweigen vom Lifestyle-Magazin *GQ*, das ihn zweimal zum «Mann des Jahres – Literatur» kürte. Immerhin kann Zhadan gut schreiben. Sonst hätte ihn in Deutschland auch nicht Suhrkamp mit praktisch all seinen Romanen im Sortiment. Der Verlag mag zwar politisch zu den Hyperkorrekten zählen. Aber man sieht auch auf die Zahlen, und der fließend Deutsch sprechende Autor verkauft sich gut. Fleissig ist Zhadan, trotz Verpflichtungen als Verfasser und Sprecher von Texten für seine Rockband und als Veranstaltungsimpresario. In den letzten sechzehn Jahren hat er fünfzehn Bücher auf Deutsch publiziert. Viele spielen in seiner Heimat, dem Donbass, und in der benachbarten Industriestadt Charkiw. Im Donbass stellt die russische Minderheit die Mehrheit, was Zhadan als Ukrainer dort wiederum zur Minderheit macht.

Dieser Diasporablick prägt seine Haltung gegenüber Russland und allem Russischen und macht ihn zu einem national tickenden Ukrainer. So gibt Zhadan zwar zu, dass «Puschkin nichts dafür kann, dass Putin geboren» wurde.

«Aber doch wird alles relativiert.» Denn die Russen müssten nun «sehr, sehr lange» mit «unseren Verwünschungen und unserer Rache leben».

Zhadan verhehlt nicht seinen Hass auf die Russen – wohlgemerkt, auf das ganze Volk, nicht nur auf eine Regierung im Kreml. In «Himmel über Charkiw», einer Art Kriegstagebuch, in dem er letztlich nur die Facebook- und Twitter-Einträge der letzten Monate zusammengefasst hat, sind Russen abwechselnd «Tiere», «Barbaren», «Unrat», «Verbrecher», «Kakerlaken» oder «Schweine», die in der Hölle brennen sollen. Eine merkwürdige Wortwahl für den Träger eines Preises, der jenen verliehen werden soll, die massgeblich «zur Verwirklichung des Friedensgedankens» beigetragen haben und «Menschen



National tickender Ukrainer:
Autor, Aktivist, Rockmusiker Zhadan.

im Krieg die Hand reichen». Letzteres tut Zhadan zwar, aber nur seinen eigenen Landsleuten und nicht über die Front hinweg.

Doch das ist schnell wegrelativiert als «falscher Pazifismus». Die Realität des Krieges habe ihn verändert, sagt Zhadan. Das ist gut möglich, aber hat er sich tatsächlich verändert? Sein 2018 erschienener Roman «Internat» spielt während des vergessenen Krieges Kiews gegen die abtrünnige russische Bevölkerung im Donbass. Auf 300 Seiten erwähnt Zhadan die Russen kein einziges Mal. Sie sind Luft.



Die Bibel Woke

Es ist Zeit, aus dem Schlaf aufzuwachen. Denn jetzt ist unsere Rettung näher als zu der Zeit, da wir zum Glauben kamen. Die Nacht ist vorgerückt, bald wird es Tag. Lasst uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts! (Römer 13, 11 f.) – Der Weckruf unter der Formel «woke» durchflutet die Medien. Das Wort geht auf einen afroamerikanischen Ausdruck der dreissiger Jahre zurück. Gemeint war das Erwachen des Bewusstseins für mangelnde soziale Gerechtigkeit sowie Rassismus. Die Geschichte kennt Beispiele von Bewegungen, die wie Erdbeben hervorbrachen, die gesellschaftliche Ordnung erschütterten und unter Umständen tiefgreifende Veränderungen hinterliessen. Es ist unbestreitbar, dass Menschen und ganze Bevölkerungsgruppen unter Missständen leiden, ohne sich dagegen wehren zu können. Befindet sich die Macht durch Waffengewalt und Korruption im starren Griff einer kleinen Minderheit, so ist ihr nur schwer beizukommen. Wahr ist auch, dass die Bibel eine der wichtigsten Quellen für die Menschenwürde und die Freiheit darstellt.

Dennoch geht es in der zitierten Stelle nicht um das Aufwachen zum Kampf gegen Missstände. Es geht um das Aufwachen angesichts der guten Gaben Gottes. Anschliessend fordert Paulus, die Waffen des Lichts anzuziehen, offenbar wie ein Kleid. Wer sich vorstellt, mit dem Wesen Christi umhüllt zu sein, mag weiterhin für Gerechtigkeit eintreten, jedoch ohne Hass und Gewalt. Unter den Afroamerikanern waren ja lange zuvor die hoffnungsvollen Negro Spirituals mit engen Bezügen zur Bibel entstanden. Wer aufwacht, entdeckt, dass trotz allem in vielen Weltgegenden die Menschenwürde geachtet wird in einem Mass, das in der Geschichte seinesgleichen sucht. Und wer stets nach Missständen schürft, mag zusehen, dass er bei aller Wokeness nicht zum griesgrämigen Penner wird.

Peter Ruch